

Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik

Von Peter v. Polenz

In einer Zeit, in der das allgemeine Interesse für gegenwartbezogene Sprachbetrachtung so erfreulich gewachsen ist und die Probleme des heutigen Sprachlebens so dringend geworden sind, ist eine Auseinandersetzung zwischen Sprachkritik und Sprachwissenschaft unumgänglich, zumal dieser Gegensatz sich als These und Antithese schon fruchtbar ausgewirkt hat auf die Beschäftigung mit Bereichen der deutschen Sprache, die in der traditionellen deutschen Philologie vernachlässigt worden sind. Diese Auseinandersetzung rührt an die Grundfragen der Sprachentwicklung und an die Grundfragen des Verhältnisses zwischen Sprechen und Denken und des Verhältnisses zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft. Man könnte in dieser Streitfrage von der Sprachphilosophie her eine Lösung erhoffen. Aber solche Versuche scheinen mir vorerst nicht sehr fruchtbar zu sein, denn beide Seiten könnten sich so oder so auf ihren Plato oder auf ihren Humboldt, auf den *energeia*-Begriff oder auf die Humanität berufen, oder auf den soeben von Herrn Korn aufgerufenen Begriff der Freiheit. Viel wichtiger und gerade für die künftige Arbeit des Instituts für deutsche Sprache nützlicher scheint es mir zu sein, die methodologischen Verfahrensweisen der Sprachbetrachtung im Zusammenhang mit der wissenschaftsgeschichtlichen Situation zu überdenken. Ich möchte deshalb nicht von Theorien ausgehen, sondern von einigen Beispielen der Sprachkritik, deren Fragestellungen und Denkweisen sich mit sprachwissenschaftlicher Methodik nicht vereinbaren lassen.

I.

Gerhard Storz hat in seinem Aufsatz „Mißtrauen gegen die Sprache?“¹ über die „Macht des Schlagwortes“ gehandelt und über die „Bereitschaft zur hurtigsten Übernahme neu auftauchender und meist recht ungeklärter Redeweisen“, und zwar u. a. am Beispiel des Wortes *Schnulze*. Er bezeichnet dieses neue, aber populäre Wort als ein „mir unbekanntes Wort aus einem von mir nie vernommenen Dialekt oder Jargon. Ich weiß nicht, was *Schnulze* genaugenommen bedeutet oder was es bisher bedeutet hat, und ich preise mich glücklich, daß mein Beruf, jedenfalls bis jetzt, zu seinem Gebrauch mich nicht verleitet. Wohl aber sehe ich mit Betrübnis, daß einige Freunde, deren Nichtwissen wahrscheinlich dem meinigen gleicht, es wieder und wieder in ihren letzten Kritiken schreiben.“

Es geht hier nicht um die Frage, ob ein Kultusminister über eine weitverbreitete kultursoziologische Erscheinung unserer Zeit und über die musikalischen Bedürfnisse eines großen Teils seiner Wähler Bescheid wissen muß oder nicht. Storz spricht hier als Sprachkritiker, und als solcher verwendet er nur einen beliebten Topos der Sprachkritik, nämlich die Denkfigur: Ein neues Wort in aller Munde, also ein Schlagwort, also ein schlechtes Wort, noch dazu ein Wort für eine moderne, kulturlose Sache, die ich ablehne; also lehne ich auch das Wort ab.

Die Antipathie gegen das neue Wort wird hier noch dadurch verstärkt, daß seine Herkunft und Bildungsweise unbekannt ist. Das Wort scheint nicht etymologisierbar zu sein, und sein Sinn ist nicht aus einer bestehenden Wortfamilie ableitbar. Die etymologische Forschung hat bisher drei verschiedene Möglichkeiten der Herleitung angeboten:

1. Sprechfehler des Leiters der Musikabteilung im NWDR, H. H. Spitz, in Anlehnung an *Schmalz*, 1948 (F. Kluge – W. Mitzka, Etymologisches Wörterbuch d. dt. Sprache, 18. Aufl. 1960, S. 673, mit weiterer Literatur).
2. Um 1950 wohl nach dem Familiennamen *Schulze* mit sentimentalisierendem n-Infix, als männliches Pendant zu *Lieschen Müller*; als Name eines Kritikers billiger Lieder schon 1892 (H. Paul – W. Betz, Dt. Wb., 5. Aufl. 1963, Sp. 567, mit weiterer Literatur).
3. Verhochdeutschende Substantivbildung aus niederdt. *snulten* ‚überschwenglich reden, gefühlvoll tun‘, verwandt mit *snulle* ‚nett, angenehm, lieb‘; schon gegen 1930 in Berlin oder 1941–1945 in Norwegen gehört

¹ Neue deutsche Hefte 1957/58, H. 4; Neuabdruck in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, hrsg. von Fr. Handt, Berlin 1964, S. 114ff., Zitate S. 118f.

(H. Küpper, Wb. d. dt. Umgangssprache, Bd. II, 1963, S. 259; ähnlich: Duden, Etymologie, 1963, S. 618).

Wir brauchen uns zwischen diesen drei Möglichkeiten nicht zu entscheiden, denn Etymologie ist eine gelehrte diachronische Denkweise, die bei der Frage nach Wert oder Unwert eines Wortes nicht weiterhilft. Das Wort *Schnulze* hat sich gerade wegen seiner etymologischen Unmotiviertheit so schnell überall verbreitet, nicht anders als ein halbes Jahrhundert vorher das sinnbenachbarte Wort *Kitsch*, dessen Herkunft ebenfalls nicht ganz geklärt und dem normalen Sprachteilhaber unbekannt ist und das uns doch längst unentbehrlich geworden ist. Die semantische Leistung eines Wortes hängt keineswegs von seiner Ableitbarkeit ab. Das sprachliche Zeichen ist beliebig und kann deshalb unmotiviert sein; die etymologische Motiviertheit kann, aber muß nicht hinzukommen.² Wir nehmen ja auch keinen Anstoß an Wörtern wie *Lied* oder *Arie*: *Lied* ist etymologisch dunkel und im heutigen deutschen Wortschatz völlig isoliert; und die Bedeutung von *Arie* ist, weil das Wort aus dem Italienischen entlehnt ist, innerhalb des Deutschen nicht weiter ableitbar und braucht es auch nicht zu sein. Im Leben der Sprache spielt die diachronische Frage nach der Herkunft keine Rolle.

Die ablehnende Haltung vieler Sprachkritiker gegenüber neuen, nicht ableitbaren Wörtern ist beeinflußt von der zu einseitig diachronischen Blickrichtung der älteren, der historisch-philologischen und vergleichenden Sprachwissenschaft und von der uralten Überschätzung der Etymologie, die auf sprachmythische Vorstellungen der Antike zurückgeht. Im Bereich des Deutschen kommt noch die Kompositions- und Ableitungsfreudigkeit hinzu. Seit langer Zeit sind, besonders im wissenschaftlichen und amtlichen Sprachbereich, neue Wörter fast immer nur durch Zusammensetzung oder Ableitung aus alten Wortstämmen gebildet worden; oder neue Bedeutungen alter Wörter sind durch metaphorischen Wortgebrauch entstanden. Die Folge davon ist, daß die Wörter immer länger, die mehrgliedrigen Zusammensetzungen immer zahlreicher werden und daß die alten Wortstämme mit einer großen Zahl von Bedeutungen überlastet sind. Man denke nur an die vielfältige Polysemie des Wortes *Gesellschaft* und seiner Ableitungen und Zusammensetzungen. Der besorgt in die Zukunft blickende Sprachbetrachter sollte es durchaus positiv werten, daß

² Vgl. F. de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 1931, S. 79ff.

hier einige Lehnwörter und Lehnwortableitungen, wie *sozial, Soziologie, Sozialismus, Partei, Club, Zirkel, Party, Team*, eine lexematische Bereicherung dieses Wortfeldes gebracht und uns die Notwendigkeit erspart haben, alles dies von wenigen deutschen Wörtern wie *Gesellschaft, Verein* oder *Gruppe* ableiten zu müssen.

Daß in einer modernen Kultursprache ständig neue Wörter entstehen müssen, bestreitet niemand. Aber Sprachreiner, die die Sprache gegen Neuerungen glauben schützen zu müssen, wollen diese lexikalische Anreicherung der Sprache auf die Ableitung von alten, gewohnten Wortstämmen beschränken, wollen der Sprachgemeinschaft also zumuten, sich mit dem doch begrenzten und weithin überalterten Vorrat an Wortstämmen aus dem urzeitlichen Indogermanischen zu begnügen. Sie lassen allenfalls noch gelten, was etwa bis zum 18. Jahrhundert zu diesem Erbwortschatz durch Entlehnungen hinzugekommen ist. So bekämpfen sie das, was den modernen Verfahrensweisen des menschlichen Geistes angemessen ist, nämlich die Einführung neuer Wortstämme durch Entlehnung aus anderen Sprachen, aus Fachsprachen, aus Dialekten oder aus der Umgangssprache, und die Einführung neuer Wortstämme durch Bildung von Abkürzungswörtern. Die Entlehnung aus der Fremde hat man als ‚volksfeindlich‘ verketzert, die Entlehnung aus der Unterschicht als eine ‚Vulgarisierung‘ oder ‚Nivellierung‘ der deutschen Sprache, und die Abkürzungsmode hat man nacheinander den Juden, den Bolschewisten und dann den Nazis in die Schuhe geschoben. Die Bildung von Abkürzungswörtern ist aber die einzige produktive Möglichkeit moderner Sprachen, ohne Entlehnung neue Wortstämme zu bilden, da die uralte Art der Wortschöpfung, die Entstehung von Onomatopoeia, kaum mehr vorkommt oder von dem auf die Ableitung eingeschworenen normativen Sprachgefühl der modernen Sprachkultur abgelehnt wird. Der heutigen deutschen Sprache wird die spontane onomatopoeische Wortschöpfung offenbar nicht mehr zugestanden. So ist es kein Wunder, wenn Sprachkritiker mit kulturbewußter Entzweiung ein Wort wie *Schnulze* ablehnen, weil es aus der sprachsoziologischen Unterschicht stammt und nicht ableitbar ist. Die laut-symbolische Wirkung³ dieses Wortes wird dabei nicht bemerkt

³ Das Wort kumuliert artikulatorisch-akustische Merkmale eines körperlich-sinnlichen Wohlbehagens, ähnlich wie *schnalzen, schnarben, schneuzen, schnüffeln, Schnuller, schnupfern, schnurren, schmatzen, schmauchen, schmausen, schmecken, schmeicheln, schmunzeln, schmusen*. Unabhängig von ihrer jeweiligen Herkunft bilden alle diese Wörter heute ein lebendiges onomatopoeisches Wortfeld.

oder aber als urtümlich emotionale Art der Wortmotivierung ebenso verdächtig, wie sein rascher Erfolg verdächtig wird.

Nun berechtigen aber die Lautsymbolik und der Erfolg des Wortes allein noch nicht zu einer Bewertung. Die eigentliche Ursache, die Vorbedingung für ein solches wortgeschichtliches Ereignis, ist im Bereich des Wortinhalts zu suchen. Im Falle der Schnulze war ein allgemeines Bedürfnis der Sprachgemeinschaft nach Benennung eines bis dahin nur ungenügend bezeichneten aktuellen Begriffs entstanden. Dieses starke Bedürfnis zeigt sich schon äußerlich in der reichen Produktivität, die das Wort schon in den fünfziger Jahren entfaltet hat. Küpper verzeichnet (a. a. O. II, S. 259, 303) eine große Zahl von Ableitungen und Zusammensetzungen aus dem Wort *Schnulze*, von denen nur die wichtigsten genannt seien: *schnulzen*, *verschnulzen*, *Verschnulzung*, *schnulzig*, *schnulzenselig*, *Schnulzer*, *Schnulzistin*, *Schnulzenkönigin*, *Schnulzenseele*, *Schnulzival*, *Schnulzomat*, *Schnulzenvitrine*, *Schnulzenorgel*, *Schnulzenbunker*, *Schnulzenstreifen*, *Schnulzenrolle*, *Schnulzensender* usw.

Wer der Sprachgemeinschaft^{3a} vorwerfen wollte, sie habe dieses Wort nur deshalb so rasch angenommen und wortbildungsmäßig weiterwirken lassen, weil sie willenlos der Macht des ‚Schlagwortes‘ ausgeliefert sei, der entmündigt die Sprachgemeinschaft und verkennt völlig, daß solchen wortgeschichtlichen Vorgängen dringende Benennungsbedürfnisse zugrunde liegen, die nicht vom Wort geweckt werden, sondern von der Sache. Die Sache ‚Schnulze‘ war längst vorhanden; sie hatte in den letzten Jahrzehnten in Rundfunk und Kino derart überhandgenommen, daß es höchste Zeit war, sie mit einem kurzen, gegenüber verwandten Erscheinungen deutlich differenzierenden Wort zu benennen.

Für diese typisch deutsche süßlich-rührselige Gattung musikalisch-sprachlicher Gebrauchskunst in der Form des Liedes, des Films oder Theaterstücks gab es vorher, besonders in den dreißiger Jahren, nur die vulgärsprachlichen Metaphern *Schmalz* und *Schmacht fetzen*. Ihr Bildgehalt ist noch heute so stark und wirkt so peinlich konkret, daß sie nur scherzhaft verwendet werden können. Wenn eine Metapher in unserer von Metaphern übersättigten Sprache durch ein kurzes und

^{3a} Um aus gegebenem Anlaß einer Unterstellung zu begegnen, sei darauf hingewiesen, daß *Sprachgemeinschaft* keineswegs ‚Volksgemeinschaft‘ bedeutet, sondern wie in der internationalen linguistischen Terminologie (*communauté de langue* | *language community*) zu verstehen ist; vgl. F. de Saussure, a. a. O., S. 16f., 267ff.; A. Martinet, Grundzüge der allg. Sprachwiss., 1963, S. 133ff.

etymologisch unmotiviertes neues Wort wie *Schnulze* ersetzt werden kann, so ist das zweifellos ein Gewinn für die Wortschatzstruktur. Die Sache kann nun auch direkt und ohne störende bildliche Nebenvorstellungen benannt werden. Aus dem gleichen Grund hat sich das moderne Lehnwort *Hobby* so schnell und erfolgreich gegen die heute sinnlos gewordene Metapher *Steckenpferd* durchgesetzt.

Die traditionelle schriftsprachliche Möglichkeit der Zusammensetzung aus vorhandenen Wortstämmen hätte bei der Benennung dieser Massenproduktion von Rührseligkeit sicher nicht so durchschlagenden Erfolg gehabt. Als sinnverwandte Wörter hätten sich zwar *Schlager* und *Kitsch* angeboten, die aber beide einen viel weiteren Bedeutungsumfang haben (es gibt Schlager und Arten von Kitsch, die nicht rührselig sind), also Komposita mit dem Bestimmungswort *Rühr-*, *Rührselig-* oder *Rührseligkeit* erfordern würden. Aber ein Kompositum wie *Rührschlager* (etwa nach dem Vorbild von *Rührstück*) hätte den Begriff zu sehr auf die formale Gattung des Liedes beschränkt;⁴ die bei *Schnulze* inzwischen eingetretene Ausweitung auf rührselige Filme und Theaterstücke wäre dabei nicht möglich gewesen. *Schnulze* hatte den Vorteil, Produkte einer inhaltlich-stilistischen Gattung unabhängig von der formalen Gattung zu bezeichnen. Ein Kompositum mit *Kitsch* (etwa *Rührkitsch*) hätte sich für dieses Benennungserfordernis ebenfalls weniger geeignet, da *Kitsch* als kollektives „Massenwort“⁵ (wie *Sand*, *Holz*, *Geld*, teilweise auch *Kunst*, *Prosa*, *Musik*, übrigens auch die erwähnte Metapher *Schmalz*) nicht als „Individuativum“⁶ mit unbestimmtem Artikel und im Plural verwendet werden kann, also nicht das einzelne Produkt bezeichnen könnte; man kann nicht sagen: *er singt einen Rührkitsch*, *er singt Rührkitsche*. Das einstämmige, etymologisch unmotivierte Wort *Schnulze* hatte den sprachökonomischen Vorteil, einen gemeinsamen Wesenszug mehrerer formaler Gattungen und zugleich das einzelne Produkt zu bezeichnen. Eine Lücke im Begriffsfeld ist kurz und prägnant ‚gewortet‘ worden.

Ein Bedürfnis nach Benennung dieser kultursoziologischen Massenerscheinung des technischen Zeitalters hatten aber nicht nur und

⁴ So z. B. im Englischen, wo *to croon*, *crooner* und *croon song* auf das Singen sentimentaler Lieder beschränkt ist. Etwas dem dt. *Schnulze* oder *Schmachtfetzen* Entsprechendes gibt es im amerikanischen Slang: *tearjerker* „Tränendrucker“.

⁵ Vgl. E. Leisi, *Der Wortinhalt, seine Struktur im Deutschen und Englischen*, 2. Aufl. 1961, S. 32f.

⁶ a. a. O., S. 26ff.

nicht einmal so sehr ihre Verbraucher, sondern die Gegner der Sache, z. B. die Kritiker, über deren Sprachgebrauch Storz sich entrüstet. Tatsächlich wird das Wort auch heute weniger von denen verwendet, die eine Schnulze einen *schönen* oder *ergreifenden* Schlager oder Film nennen, als vielmehr von denen, die solche billige Unterhaltung ablehnen oder sich über sie lustig machen.^{6a} Und wer die Schnulze etwa bekämpfen will, sollte dankbar sein, daß ihm die noch immer nicht ganz abgetötete wortschöpferische Kraft der deutschen Sprache mit dem Wort die Möglichkeit gegeben hat, das Objekt seiner Bemühungen wenigstens zu benennen. Eine Kulturkritik, die unter der Maske der Sprachkritik die Benennung ihres Gegenstandes verdächtigt oder zu verhindern sucht, irrt an den sprachlichen Problemen unserer Zeit vorbei.

Eine sprachwissenschaftliche Objektivität erstrebende Sprachbetrachtung hat jedenfalls keinerlei Anlaß, einem Wort wie *Schnulze* einen Minderwert zuzuerkennen. Maßstab für die Sprachwertung ist allein die inhaltliche Leistung und sprachsoziologische Geltung. Neuheit und etymologische Unmotiviertheit eines Wortes sind kein Kriterium für seine Bewertung. Der konventionelle außersprachliche Minderwert der bezeichneten Sache darf nicht auf die Bewertung ihrer Bezeichnung übertragen werden. Sprache ist kein Luxusgegenstand; sie dient nicht nur der Benennung des Schönen und Guten, dient nicht dem Verschweigen des Häßlichen und Schlechten, sondern steht als Mittel zur Erschließung der Welt in ihrer Ganzheit jenseits dieser ästhetischen und moralischen Kategorien.

II.

Nun ein anderes Beispiel verfehlter Sprachkritik. Hans Magnus Enzensberger hat in seiner ausführlichen Besprechung des zweiten Bandes von Heinz Küppers ‚Wörterbuch der deutschen Umgangssprache‘⁷ ein „unsanftes Erwachen“ prophezeit, das uns – „den gebildeten Kreisen“ – bevorstehe, nachdem der von philologischer Lexikographie bisher meist ignorierte Wortschatz der heutigen deutschen Umgangssprache in diesem „ersten plebiszitären Wörterbuch

^{6a} Vgl. J. Stave, Die Schnulze, Muttersprache 68, 1958, S. 305f. („Ein Wort der Abwehr und Polemik“ – „Wohlan – wir haben es, und alle Kulturkritiker schwingen es wie eine Keule über ihrem Haupte“).

⁷ Der Spiegel, Nr. 14/1963, S. 84f.

der Welt“ gebucht worden ist. Der Terminus ‚Umgangssprache‘ trifft allerdings für Küppers Wörterbuch nicht zu; der größte Teil seines Materials kann nur als ‚Vulgärsprache‘ (im Sinne von größtem Sprachgebrauch auf niederster und intimster Stilebene) bezeichnet werden. Erst durch Küppers Werk, meint Enzensberger, erhielten wir einen „Begriff von der Farbigkeit, dem fadenscheinigen Witz, der Arroganz, der erfinderischen Phantasie, der Bösartigkeit, der Vulgarität und der Roheit, deren die deutsche Sprache heute fähig ist“. Er verallgemeinert also ‚Vulgärsprache‘ zu ‚deutsche Sprache‘, und mit dem „heute“ scheint er anzudeuten, daß es früher einmal nicht so war, zumal er auch in seinem Hinweis „Ähnliche Zustände sind allerdings auch in anderen Ländern eingerissen“ diese Zustände für neu erklärt.

Vor dieser Vorstellung einer Abwärtsentwicklung der deutschen Sprache muß gewarnt werden, denn sie ist nicht beweisbar. Wir haben aus früherer Zeit, etwa aus dem beginnenden 19. Jahrhundert, leider keinen ‚Küpper‘, können also nicht sagen, wie „arrogant“, „böseartig“, „vulgär“ oder „roh“ man etwa zur Zeit Goethes auf der Gasse oder im Wirtshaus gesprochen hat. Wenn man die Bewertung der heutigen Vulgärsprache in zeitkritischer Absicht mit dem uralten Mythos vom ständigen ‚Sprachverfall‘⁸ verbindet, so hat das bedenkliche, ja sogar politisch gefährliche Folgen. Das zeigt sich unübersehbar in Enzensbergers Schlußbemerkung:

„Deswegen bin ich froh darüber, daß Küpper die Sprache unseres Umgangs ans Licht gebracht hat. Diese Sprache verzichtet auf Halbtöne. Sie hat ein gußeisernes Gewissen. Sie ist keiner Verstellung fähig. Sie sagt die Wahrheit über die Verfassung, in der sich unser Land befindet. Deutsche, lernt Deutsch! Ach, wir können es schon. Das Wörterbuch des Unmenschen ist unser eigenes.“

Enzensberger scheint damit sagen zu wollen, die Vulgärsprache sei der wahre Spiegel des Sprachgeistes der heutigen Deutschen, und da sie dem ‚Wörterbuch des Unmenschen‘ zuzurechnen sei, denken die Deutschen, wenn sie so sprechen, unmenschlich. Die Wirkung einer solchen sprachkritischen Ansicht wäre nun kaum (im Sinne der vermutlichen Absicht des Sprachkritikers) in einer Besserung dieses Zu-

⁸ Vgl. Fr. Tschirch, Wachstum oder Verfall der Sprache?, Muttersprache 75, 1965, S. 129 ff., 161 ff.; A. Borst, Der Turmbau zu Babel, Bd. I, 1957; ders., Die Geschichte der Sprachen im abendländischen Denken, Wirkendes Wort 10, 1960, S. 129 ff.

standes zu erwarten, denn die Vulgärsprache lebt in einer soziologischen Schicht und in Gesprächssituationen, auf die Sprachpflege und Spracherziehung noch niemals einen wesentlichen Einfluß gehabt haben und auch niemals haben werden. Auch die strengsten gesellschaftlichen Verbote können nicht verhindern, daß selbst der Tabuwortschatz weiterlebt und weiterwächst. Sprachpflege und Spracherziehung haben nur die Möglichkeit, die große Mehrheit der Sprachteilhaber dazu zu bringen, den Vulgärwortschatz in öffentlichen Gesprächssituationen und im Schreibgebrauch zu meiden. Daß der Vulgärsprache immer ein gewisser Restbereich verbleibt, kann nicht moralisch – etwa mit dem privaten Dualismus ‚menschlich/unmenschlich‘ – erklärt werden, sondern nur anthropologisch und gruppenpsychologisch, und zwar über die Nationalitätsunterschiede hinweg.

Eine Wirkung solcher Art von Sprachkritik – ob beabsichtigt oder nicht – ist vielmehr im Bereich der Kulturpolitik zu erwarten oder wenigstens als möglich anzunehmen, vor allem eine Wirkung auf das Bild, das man sich im Ausland über die Mentalität und die politische Moral der Deutschen macht. Wenn sich im Nachkriegsdeutschland die traditionelle Geringschätzung der Gebildeten für die niederen, geistlosen Sprachschichten mit politischer Gesinnungskritik verbindet, könnte daraus die Meinung entstehen, die deutsche Katastrophe der Jahre 1933–1945 sei von einer Unmenschlichkeit und einem Ungeist verursacht worden, die im Bereich des niederen Alltagslebens gewisser Bevölkerungsschichten geherrscht hätten und womöglich noch heute herrschten. Damit würde die Tatsache verschleiert, daß die Verführung zu Rassenstolz und nationalistischer Überheblichkeit ja gerade von ‚oben‘ her über uns gekommen ist: von den hochtönenden Reden und Schriften der politischen Ideologen und der mythisierenden Verkünder einer neuromantischen Auffassung des Volksbegriffes und der Geschichte.

Die Sprachkritiker suchen die ‚Verführungsmacht‘ der Sprache mit Vorliebe in den niederen Sprachschichten, im zur Formel erstarrten Sprachgebrauch der Bürokraten (Sternberger, Storz, Süskind, Korn) und der Leute „in jedem Vorortzug“ (Enzensberger), die sich gegen Unterstellungen nicht wehren können. Sie sollten sie lieber dort suchen, wo wirklich mit Sprache getäuscht und verführt wird, zum Beispiel in den großen Schlagwörtern von Politikern in Sonntags- und Wahlreden. Die Absichten der Sprachkritiker sind sehr moralische

und ehrenwerte: Sie wollen zur Demokratisierung beitragen. Aber weil sie – ohne es zu wissen – noch von der aristokratischen Sprachnormung des 17. bis 19. Jahrhunderts beeinflusst sind, in der die nichtliterarische Sprache und die Sprache des ‚Pöbels‘ abgewertet wurde, ist ihre Perspektive verzerrt.

Wegen solcher möglichen politischen Wirkungen darf die deutsche Germanistik zu dieser Art von Sprachdeutung nicht schweigen. Sie hat dringenden Anlaß, ja die Pflicht, solche in sprachkritischer Publizistik geäußerten Ansichten über den heutigen Zustand der deutschen Sprache kritisch zu überprüfen und den eigenen methodologischen Standort deutlich zu erklären. Zu Enzensbergers Urteil über die deutsche Vulgärsprache sind zunächst zwei allgemeine Einwände zu erheben:

1. Der Sprachkritiker urteilt über einen Wortschatz, den er selbst und die meisten seiner Leser nicht verwenden bzw. nicht kennen („unsanftes Erwachen“). Sie gehören also im allgemeinen nicht zu der Gruppe von Sprachteilhabern, zu deren Sprachbesitz und Sprachgebrauch dieser Wortschatz gehört. Autor und Leser sind hier also in der Gefahr, in diese Sprachschicht Assoziationen, Wertungen und Motive hineinzudeuten, die den Sprechern selbst fremd sind und die sie deshalb als Unterstellungen ablehnen würden.

2. Als Quelle für seine Sprachwertung benutzt er ein Wörterbuch, das in der herkömmlichen Weise die Wörter und Wendungen als aus der Sprachstruktur isolierte Einheiten in alphabetischer Reihenfolge darbietet. Da der eigene Sprachbesitz und das eigene Sprachgefühl des Autors und der meisten Leser aus den unter 1. angeführten Gründen nicht ausreichen, um den strukturellen Zusammenhang, in diesem Falle die sprachinhaltlichen Bindungen und Trennungen dieser Einzelwörter und Wendungen zu erkennen, berechtigt die alphabetisch-isolierende Anordnung der Quelle allein nicht zu Urteilen über die mit den Wörtern und Wendungen verbundenen Inhalte.

Diese methodologischen Einwände seien an einem Beispiel aus Enzensbergers Artikel, dem schwierigsten und politisch gefährlichsten, erläutert:

„In jedem Vorortzug des Landes ist, zwanzig Jahre nach Auschwitz, die Redensart zu hören: *bis zur Vergasung etwas üben (tun)* o. ä.“

Enzensberger bringt die Redensart also mit den Judenvergasungen in den Konzentrationslagern der Nazis in Verbindung. So wird es auf

den ersten Blick vielen von uns ergehen, die wir gewohnt sind, über die Sprache zu reflektieren und zu einzelnen Wörtern historische Querverbindungen zu finden. Diese KZ-Assoziation läßt ihn auch die inhaltliche Deutung der Redensart kritiklos von Küpper übernehmen: „Man ist der Sache so überdrüssig, daß man sich lieber durch Giftgas töten ließe.“⁹

Die entscheidenden, naheliegenden Fragen läßt Enzensberger aber offen. Sie müssen aber gestellt und beantwortet werden:

1. Stammt die Redensart aus dem SS-Jargon oder stammt das darin verwendete Wort *Vergasung* aus der geheimen Verwaltungssprache der nazistischen Konzentrationslager oder aus dem Sprachgebrauch der antifaschistischen Aufklärung der Nachkriegszeit?
2. Verbindet sich mit dieser Redensart im Bewußtsein der Sprecher und ihrer intimen Gesprächspartner in den Vorortzügen der Gedanke an die Judenvergasungen, verwenden sie also etwa als zynische Reminiszenz an jene Verbrechen?
3. Hat die Redensart im Sprachgebrauch der betreffenden Gesprächspartner wirklich die Bedeutung ‚sich lieber durch Giftgas töten lassen‘, die Küpper angibt?

Diese drei Fragen, die sich dem nachdenklichen Leser durch Enzensbergers Hinweis „zwanzig Jahre nach Auschwitz“ aufdrängen, müssen verneint werden. Sie sind schon von einem Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache in einer kurzen Notiz im ‚Sprachdienst‘ verneint worden mit der abschließenden Bemerkung: „Von Enzensberger als Germanisten hätte man ein sachlicheres Urteil erwartet.“¹⁰ Es ist nötig, dieses verführerische Beispiel exemplarisch zu Ende zu diskutieren, damit deutlich wird, welche Art von Sachlichkeit und methodologischer Sorgfalt jedem Urteil über Sprachprobleme der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vorauszugehen hat. Da die mögliche Interpretation von Enzensbergers Bemerkung eine diachronische (Herkunft) und eine synchronische Seite (Bedeutung) hat, muß im Folgenden der – weitaus wichtigeren und entscheidenden – synchronischen Analyse eine diachronische vorangestellt werden. Die Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* ist nicht erst in der Nazizeit entstanden. H. Küpper (a.a.O.) hat sie bereits 1925 im Soldatenjargon der Reichswehr nachgewiesen. Und die Wörter *vergasen* und

⁹ H. Küpper, Wb. d. dt. Umgangssprache, Bd. II, 1963, S. 298.

¹⁰ Spricht das deutsche Volk unmenschlich?, Der Sprachdienst, hrsg. von d. Gesellschaft f. deutsche Sprache, 7, 1963, S. 88f.

Vergasung sind mindestens seit 1884 in Nachschlagewerken belegt,¹¹ bedeuten aber etwas ganz anderes, als Küpper für die Redewendung annahm: nicht die ‚Tötung von Menschen durch Gas‘, sondern das ‚Verwandeln (oder Sich-Verwandeln) einer Materie in Gas‘, wie beim *Vergaser* des Verbrennungsmotors, der die Entstehung unserer Redensart wahrscheinlich beeinflußt hat. Das letztere wird dadurch nahegelegt, daß die physikalischen Vorgänge im Verbrennungsmotor in der Vulgärsprache auch anderweitig zu metaphorischem Wortgebrauch Anlaß gegeben haben:

Vergaser für „After“, *einen Vergaserschaden im Gehirn haben* für „nicht recht bei Verstande sein“ (Küpper, a. a. O.); *Vergaserdefekt* für „dicke Luft im Unterstand“ (S. Graff – W. Bormann, Schwere Brocken, 3000 Worte Front-Deutsch, 1925, S. 157); *hohe Verdichtung* für „heftiges Verliebtsein“, hergenommen vom Motor, in dem das Gemisch aus Luft und Benzin unter besonders explosiven Erscheinungen verbrennt, Soldatensprache seit 1940 (Küpper, a. a. O.); ferner die bekannten umgangssprachlichen Verwendungen von *Gas geben* und *mit Vollgas*.

Küppers Erstbeleg der Redensart aus dem Soldatenjargon der Reichswehrzeit ist kein Beweis dafür, daß die Redensart (wie Küpper meint) ursprünglich die Vorstellung ‚sich töten lassen durch Gas‘ enthielt. Die Wendung ist nur zufällig in der Soldatensprache zuerst nachzuweisen, weil das Kasernen- und Schützengrabenmilieu der sprachsoziologische Ort ist, wo Sprachbetrachter aus der gebildeten Bevölkerung am intensivsten mit der Vulgärsprache in Berührung kamen, weshalb es (auch aus anderen Gründen) in den zwanziger Jahren weitaus mehr Literatur über Soldatensprache als etwa über die Umgangssprache der Industriearbeiter gab. Daß die Redensart im Soldatenjargon entstanden wäre, ist nicht nachgewiesen. Es muß eher damit gerechnet werden, daß sie, der frühestbelegten Bedeutung von *vergasen* entsprechend, aus dem Bereich der Technik stammt und ursprünglich (und wie lange noch?) bedeutete: ‚etwas so lange tun, bis etwas in Gas verwandelt wird (oder sich verwandelt)‘. Die sicher schon früh eingetretene Lexikalisierung dieser Metapher mußte aber zu der verblaßten Bedeutung führen: ‚etwas so lange tun, bis ein be-

¹¹ M. Heyne, Dt. Wb., 3. Bd., 2. Aufl. 1906, Sp. 1194 („*vergasen*: in Gas verwandeln, Kohlen“); Brockhaus' Conversationslexikon, 13. Aufl., 1884, Bd. 7, S. 569, 573, 14. Aufl. 1893, Bd. 7, S. 565, 571f.: *vergasen*, *Vergasung*, *gasifizieren*, *Gasifizierung*, *entgasen*, *Entgasung*, mit Brennstoffbezeichnungen als Objekt, bei der Beschreibung der Herstellung von Leuchtgas und der Gasfeuerung oder Gasbeleuchtung.

stimmter Endzustand erreicht ist, bis es nicht mehr weitergeht, bis es geschafft ist, bis man nicht mehr kann¹¹; und dies meint Küpper ganz richtig mit seiner synchronischen Bedeutungsangabe ‚bis zum Überdruß‘^{11a}.

Die sprachwissenschaftliche Analyse dieses Herkunfts- und Bedeutungsproblems hat nun für diese im Wörterbuch isolierte Einzelerscheinung den Zusammenhang innerhalb der Wortschatzstruktur festzustellen, zunächst das Wortfeld, in dem die Redensart ihren Platz hat. Küpper hat schon den ersten Schritt dazu getan, indem er in seinem onomasiologischen Index (Bd. III, S. 149) unter dem Begriff ‚bis zum Überdruß‘ neben *bis zur Vergasung* | *zum Vergasen* auf *bis zur kalten Verdampfung* hinweist, eine synonyme Redensart, die er aus der Soldatensprache des letzten Krieges bucht (Bd. II, S. 297). Schon hier wird deutlich, daß es sich bei *bis zur Vergasung* wie bei *bis zur Verdampfung* erstens um eine Metapher aus der Technik und zweitens um einen Vorgang handelt, der nur einen einzigen ‚Mitspieler‘ hat, also mit einwertigen¹² Verben bezeichnet wird: nicht, jmd. vergast (verdampft) etwas¹², sondern ‚etwas verdampft (vergast)‘. Dieser intransitive Typus ‚bis zu einer sich selbst vollziehenden Zustandsveränderung‘ ist in diesem Wortfeld in noch mehr Beispielen vertreten, als Küpper sie aus seinem Material nachweisen kann. Folgende in den Wörterbüchern meist noch nicht gebuchten Varianten der Redensart sind mir (vor allem aus der Umgangs- oder Vulgärsprache) bekannt:

bis zum Überdruß (zuerst belegt bei Luther: *bis zum überdruß predigen*, DWb 11, II, Sp. 164);

bis zur Erschöpfung (*sich bis zur Erschöpfung anstrengen*, Duden, Synonymwörterbuch, 1964, S. 60);

bis zum Zusammenbruch;

bis zum Vergeben;

bis zum Umfallen | *Umsinken* (*bis zum Umfallen ermüdet* | *müde sein*, ab 1791 belegt, DWb 11, II, Sp. 857; vgl. auch Duden, Synonymwörterbuch, S. 460; Duden, Stilwörterbuch, 5. Aufl. 1963, S. 646);

bis zum Erbrechen | *Kotzen*;

bis zur Raserei | *Ekstase*;

^{11a} So auch bei W. Friederich, *Moderne deutsche Idiomatik*, 1966, S. 381 (Beispiel: „Diese französischen Verben habe ich jetzt bis zur Vergasung gepaukt“).

¹² Zu den Kategorien „Mitspieler“ und „Wertigkeit“ (Valenz) vgl. J. Erben, *Abriß der dt. Grammatik*, 1958, S. 165; 5. Aufl. 1962, S. 175; L. Tesnière, *Éléments de syntaxe structurale*, 1959, S. 238 ff.; H. Brinkmann, *Die dt. Sprache*, 1962, S. 223 ff., 511; ferner in neuer Systematisierung: H. J. Heringer, *Wertigkeit und nullwertige Verben*, demnächst in *Zs. f. dt. Sprache*.

bis zum Weißbluten (wir wurden *bis zum Weißbluten* [auf das äußerste] ausgepreßt, a. a. O., S. 738; *Kampf bis zum Weißbluten*, 1935, DWb 14, I, 1, Sp. 1203);

bis zur Weißglut (jemanden *bis zur Weißglut* reizen, Wörter und Wendungen, Wb. z. dt. Sprachgebrauch, hrsg. v. E. Agricola, Leipzig 1963, S. 728; Duden, Stilwörterbuch, S. 738); W. Friedrich, a. a. O., S. 786);

bis zum Siedepunkt, *bis zur Siedehitze* (die ganze Stadt regte sich *bis zur S.* auf, Duden, Stilwörterbuch, S. 556);

bis zur Verdünnung (im „Sprachdienst“, a. a. O., als Synonym zur Deutung von *bis zur Vergasung* benutzt);

bis zur Verdunstung;

bis zum Platzen.

Die meisten von diesen Wendungen können sich mit mehreren Verben für ‚angestrengte Tätigkeit‘ verbinden: *tun, machen, arbeiten, schaffen, sich anstrengen, üben, auswendiglernen, marschieren* usw. An bestimmte andere Verben phraseologisch gebunden sind dagegen *bis zur Weißglut* (*reizen, ärgern*), *bis zum Platzen* (*gespannt sein*). Viele von diesen Beispielen sind nur sehr selten zu hören; sie gehören eben nicht zum sprachlichen Gemeinbesitz. Es sind meist freie, okkasionelle Varianten eines analogisch weiterwirkenden Typus. In allen Fällen dieses formal und inhaltlich gleichartigen Typus ergibt sich der Endzustand oder -vorgang als Steigerung und Resultat folgerichtig aus dem Zuendeführen einer vorangehenden Tätigkeit: ‚sich anstrengen‘ → ‚erschöpft sein‘, ‚erhitzen‘ → ‚sieden‘, ‚verdunsten‘, ‚verdampfen‘, ‚weißglühen‘, ‚platzen‘. In der metaphorisch-hyperbolischen Verwendung wurden dann die Bereiche vermischt, so daß analog zu ‚sich anstrengen‘ → ‚erschöpft sein‘ auch Vorstellungskombinationen entstehen konnten wie ‚sich anstrengen‘ → ‚verdampfen‘. Und in allen Fällen ist beim Endzustand nur ein einziger Mitspieler vorstellbar: das Subjekt des einwertigen Verbs (etwas/jemand ist erschöpft, siedet, verdunstet, verdampft, glüht, platzt‘). Noch dazu handelt es sich bei *Weißglut, Siedepunkt, Siedehitze, Verdünnung, Verdampfung, Verdunstung, Platzen* um Metaphern aus dem technischen Bereich der physikalischen Zustandsveränderungen, so daß *bis zur Vergasung* ohne Zweifel hier eingeordnet werden muß. Der offensichtliche inhaltsstrukturelle Zusammenhang, in dem die Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* steht, verbietet es, *Vergasung* hier (mit Küpper und Enzensberger) von *vergasen* im Sinne von ‚jemanden durch Gas töten‘ abzuleiten, denn das wäre weder eine folgerichtige steigernd-resultative Zustandsveränderung noch eine einwertige Vor-

gangsbezeichnung (*X vergast Y* ist zweiwertig!), noch eine Metapher aus jenem technischen Bereich. Es kann sich also nur um einwertiges *vergasen* im technischen Sinne von ‚sich in Gas verwandeln‘, ‚in den Gaszustand übergehen‘ handeln. Das ist ein physikalischer Vorgang, von dem die Menschen im Zeitalter des Verbrennungsmotors und der städtischen Gasanstalten eine konkrete Vorstellung haben. Man hat diese technische Vorstellung auf Endzustände angestrenzter menschlicher Tätigkeit übertragen, weil man im affektischen Sprechen über das Gefühl des Überdresses immer wieder nach neuen übertreibenden bildlichen Ausdrucksmöglichkeiten greift. Vielleicht wird der Küpper des 21. Jahrhunderts noch modernere Redensarten wie **bis zur Atomisierung*, **bis zur Spaltung*, **bis zur Reaktion*, **bis zur kritischen Phase* buchen müssen.

Wenn wir nun die Redewendung *bis zur Vergasung etwas tun* mit dem Wort *Vergasung* vergleichen, das uns in der Nazizeit durch Flüsternachrichten über die Konzentrationslager und vielen Sprachteilhabern erst nach dem Krieg aus den Berichten über die Naziverbrechen bekannt geworden ist, müssen wir feststellen, daß es sich um zwei sehr verschiedene Bedeutungen des Grundverbuns *vergasen* handelt, ja sogar um zwei (oder gar drei) verschiedene Wörter, wenn auch mit gleichem Lautkörper. Nach der Wortfeldbetrachtung, die den paradigmatischen Standort der Redensart festgestellt hat, ist eine wortbildungsmäßige Analyse des Wortkörpers *vergasen* notwendig. Nach L. Weisgerbers Lehre von den Inhaltstypen der Wortbildung, die er ‚Wortstände‘ nennt,¹³ hat der Wortkörper *vergasen* seinen Platz in drei verschiedenen Strukturzusammenhängen:

Ia. *vergasen*¹: einwertig, mit der Bedeutung ‚zu Gas werden‘, ‚sich in Gas verwandeln‘, z. B. *Benzin ist eine leicht vergasende Flüssigkeit* (synonym zu *verdunstende*). Dieses *vergasen* gehört in einen Wortstand von Verben, die das Sich-Verwandeln einer Sache in den im Wortstamm genannten Zustand bezeichnen (eine Art der Inchoativa). Es steht hier neben parallelgebildeten Verben wie *verdunsten*, *verdampfen*, *versumpfen*, *vertorfen*, *verlanden*, *verstäubeln*, *bröckeln* usw. Der Vorgang des *Vergasens* wird hier rein naturwissenschaftlich als sich selbst vollziehende Zustandsveränderung beschrieben. Dieses einwertige *vergasen* hat sich in der Gemeinsprache nicht durchgesetzt, da die technische Verwertung des Naturvorgangs dem Menschen wichtiger ist. Der *Vergaser* des Verbrennungsmotors, in dem

¹³ Vgl. L. Weisgerber, Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen, 1958, S. 14ff.; W. Henzen, Inhaltbezogene Wortbildung, Betrachtungen über Wortnischen und Wortstände, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 194, 1957, S. 1ff.

der Kraftstoff zu Gas wird, ist, objektiv gesehen, eine Vorrichtung, in der sich der Vorgang vollzieht, aber in der technischen Betrachtungsweise des Vorgänge bewirkenden Menschen ein Instrument, das diesen Vorgang bewirkt, weshalb das einwertige *vergasen* im Sprachgebrauch fast völlig hinter dem zweiwertigen (Ib) zurückgetreten ist.

Ib. *vergasen*¹⁴: zweiwertig, mit der Bedeutung ‚etwas in Gas verwandeln‘, z. B. *der Vergaser vergast den Kraftstoff*. In dieser Verwendung gehört *vergasen* zu einem Wortstand von Verben, die das Verwandeln einer Sache in den im Wortstamm genannten Zustand bezeichnen (eine Art der Effektiva).¹⁴ Hier hat *vergasen* Wortstandnachbarn wie *verstäuben*, *zerstäuben*, *verpulvern*, *pulverisieren*, *verkoken*, *versaften*, *zerstückeln*, *zersplintern*, *zertrümmern*, *zerfasern*, *atomisieren*, *substantivieren* usw.

II. *vergasen*¹⁵: zweiwertig, mit der Bedeutung ‚etwas durch Anwendung von Gas vernichten bzw. unbrauchbar machen‘, z. B. *Ungeziefer*, *Menschen vergasen* bzw. *die Luft vergasen*.¹⁵ Dieses *vergasen* gehört zu einem Wortstand von Verben, die das Vernichten, Unbrauchbar- oder Unzugänglichmachen eines Objekts durch ein im Wortstamm genanntes Mittel bezeichnen. Es handelt sich um eine Abart von Weisgerbers *Ornativa*,¹⁶ nur ist hier nicht ein bloßes ‚Versehen mit etwas‘ (wie bei *füttern*, *bewaffnen*, *beglückwünschen*) gemeint, sondern zugleich ein Verwandeln des Objekts mit einem negativen Resultat, das die Existenz oder das Wesen des Objekts aufhebt. In diesem Wortstand steht *vergasen* neben Verben wie *vergiften*, *verpesten*, *verseuchen*, *verschmutzen*, *verwässern*, *versalzen*, *vernebeln*, *verbarrikadieren* usw.

Die jeweilige Zugehörigkeit des Wortkörpers *vergasen* zu einem dieser drei Wortstände ist im Sprachsystem durch syntagmatische Bindungen an bestimmte Klassen von Kontextpartnern¹⁷ festgelegt: Die Alternative zwischen Ia und Ib (‚sich in Gas verwandeln‘, ohne Objekt – ‚in Gas verwandeln‘, mit Objekt) ist nach der syntaktischen Wertigkeit geregelt. In der Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* ist das Substantiv *Vergasung* gegenüber diesem Wertigkeitsunterschied neutral. Ein mögliches Objekt der *Vergasung* kann hier wegen der phraseologischen Bindung nicht genannt werden. Die zugrunde liegende Einwertigkeit kann hier nur aus dem paradigmatischen Vergleich mit den oben behandelten synonymen Redewendungen erschlossen werden. Die inhaltlich viel wichtigere Alternative zwischen Iab und II (‚Verwandlung in Gas‘ – ‚Vernichtung durch Gas‘) wird durch die inhaltliche Klasse des Subjekts bzw. Objekts gesteuert: Materie in festem

¹⁴ L. Weisgerber, a. a. O., S. 37f.

¹⁵ Zum Beispiel: *die Luft durch üble Gerüche vergasen*, „verpesten“, 1915 (H. Küpper, a. a. O. II, S. 298).

¹⁶ L. Weisgerber, a. a. O., S. 21ff.

¹⁷ Vgl. W. Porzig, Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen, PBB 58, 1934, S. 70ff.; P. Grebe, in: Duden-Grammatik, 2. Aufl. 1965, S. 456f., 508f. („Syntaktische Höfe“ bzw. „Sinnkoppelungen“ der Wörter).

oder flüssigem Aggregatzustand (Kohle, Benzin) als Subjekt bei Ia, als Objekt bei Ib, dagegen Lebewesen oder Materie in gasförmigem Zustand (Ungeziefer, Mensch, Luft) als Objekt bei II. Es kann also kein Mißverständnis darüber geben, wie man *vergasen* jeweils aufzufassen hat. Der Kontext legt die Zugehörigkeit zu I oder II fest.

Die Zugehörigkeit eines Wortkörpers zu zwei oder mehreren Wortständen ist nichts Außergewöhnliches. Die Existenz von Wortständen und Wortbildungsmustern^{17a} bewirkt, daß es (bei den noch produktiven Bildungstypen) jederzeit möglich ist, in Analogie zu üblichen Wortbildungen neue Wörter des gleichen Wortstandes zu bilden, auch wenn der gleiche Wortstamm und das gleiche Ableitungsmittel schon einmal in einem Wort eines anderen Wortstandes vorkommen. So kommt es zu Homonymien wie *Schnitzer*¹ ‚Handwerker, der schnitzt‘, *Schnitzer*² ‚Schnitzwerkzeug‘, *Schnitzer*³ ‚Fehler‘, oder *verbauen*¹ ‚so bauen, daß etwas unzugänglich wird‘, *verbauen*² ‚Mittel durch Bauen verbrauchen‘. In solchen Fällen ist nicht etwa die Bedeutung eines Wortes gewandelt oder erweitert worden, sondern es ist unabhängig von dem bereits bestehenden Wort ein neues Wort von einem anderen Wortstand her gebildet worden. Es liegt also nicht Polysemie (ein Wort mit zwei Bedeutungen) vor, sondern Homonymie (zwei Wörter mit gleichem Lautkörper).

Auch in synchronischer Sicht sollte man das Verhältnis zwischen den drei *vergasen* als Homonymie auffassen. Die Vorstellung ‚Gas‘ hat als semantische Konstituente des Wortinhalts bei Iab eine ganz andere Funktion als bei II: ‚Gas als zu erreichender Zustand‘ bei Iab und ‚Gas als anzuwendendes Mittel‘ bei II. Auch die anderen Konstituenten sind verschieden: ‚(sich) verwandeln in‘ bei Iab, ‚versehen mit‘ und ‚vernichten‘ bei II. Für die beiden Inhalte ‚(sich) in Gas verwandeln‘ (Iab) und ‚mit Hilfe von Gas vernichten‘ (II) läßt sich keine gemeinsame Allgemeinvorstellung (Archisemem¹⁸) finden, der man beide Inhalte unterordnen könnte. Gemeinsam ist beiden Wortinhalten (Sememen) nur das Bedeutungselement (Sem) ‚Gas‘, das aber in der Struktur der Semkombination jeweils eine ganz verschiedene

^{17a} ‚patterns‘ in der Strukturlinguistik; vgl. H. Marchand, *Synchronic Analysis and Word-formation*, Cahiers F. de Saussure 13, 1955, S. 7ff.; W. Motsch, *Zur Stellung der Wortbildung in einem formalen Sprachmodell*, Studia Grammatica I, 1965, S. 31ff.

¹⁸ Zu den Kategorien „Sem“, „Semem“, „Archisemem“ vgl. Kl. Heger, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, Z.f.romPh. 80, 1964, S. 502f.

Rolle spielt (,zu Gas' und ,mit Gas'). ,Gas' ist hier nicht unterordnende gemeinsame Allgemeinvorstellung beider Wortinhalte, sondern nur untergeordnete gemeinsame Teilvorstellung. Wenn man Polysemie im inhaltlich-synchronischen Sinne definieren darf als Wortkörper mit zwei (oder mehreren) Bedeutungen und einer gemeinsamen subsumierenden Allgemeinvorstellung, dann kann es sich bei den drei *vergasen* nur um Homonymie handeln.

In der vulgären Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* und der Bezeichnung *Vergasung* für die Tötung von Menschen in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches werden also zwei verschiedene Wörter *vergasen* verwendet, die inhaltlich nur sehr wenig miteinander zu tun haben. Das ist der sprachstrukturelle Tatbestand, der allerdings zunächst nur die systembedingten Bindungen und Trennungen beider Wörter beim Sprecher berücksichtigt, noch nicht die möglichen Assoziationen, die bestimmte Sprachteilhaber als Hörer zu einer sekundären Querverbindung verleiten können.

Bevor wir diese sprachsoziologische Störung des lexikalischen Strukturverhältnisses berücksichtigen können, muß noch eine wichtige synchronische Tatsache erörtert werden. Wir haben bisher nur das semantische Verhältnis zwischen den drei Verben *vergasen* behandelt. Im gegenwärtigen Sprachgebrauch haben wir es aber mit ganz anderen lexematischen Einheiten zu tun: mit der festen Redewendung *bis zur Vergasung (etwas tun)* und mit dem syntaktisch frei verwendbaren Wort *Vergasung*. Der Wortkörper *Vergasung* in der Redensart kann nicht frei verwendet werden. Er kann in diesem Zusammenhang nicht durch ein Attribut ergänzt werden, und die Präposition *bis* kann hier nicht mit einer anderen ausgetauscht werden (z. B. *mit, aus, von*). Die ganze Wortgruppe *bis zur Vergasung* bildet eine untrennbare Einheit. Die kleinste unteilbare lexikalische Einheit (das Lexem) ist hier nicht das Wort *Vergasung*, sondern die ganze Fügung. Das Wort fungiert hier nicht als Lexem, sondern ist phraseologisch gebunden in einem Wortgruppenlexem¹⁹. Dieses sprachimmanente Gliederungsprinzip wird in den herkömmlichen alphabetisch-isolierenden Wörterbüchern noch viel zu wenig beachtet. Die Wortgruppe *bis zur Vergasung* ist nicht (wie die freie Fügung) eine Summe aus den Bedeutungen der Einzelwortlexeme, sondern hat nur eine komplexe Bedeutung, nämlich die Bedeutung ,bis zum Überdruß', ,bis es nicht mehr geht', ,bis es

¹⁹ Vgl. H. Wissemann, Das Wortgruppenlexem und seine lexikographische Erfassung, Indogerm. Forschungen 66, 1961, S. 225 ff.

geschafft ist¹⁹, genauso wie bei den synonymen Wortgruppenlexemen *bis zur Verdünnung*, *bis zur Weißglut* usw., bei denen ebenfalls die zugrunde liegenden phraseologisch-metaphorisch aufgehobenen Einwortlexeme *Verdünnung* und *Weißglut* keine eigenen (der sonstigen, freien Verwendung der Wörter entsprechenden) Bedeutungen mehr haben.

Metaphern verblassen auf dem Wege der phraseologischen Bindung sehr schnell und oft vollständig. In der ebenfalls inhaltlich benachbarten umgangssprachlichen Wendung *bis in die Puppen*^{19a} weiß heute kein Sprecher oder Hörer mehr etwas mit dem Lexemteil *Puppe* anzufangen. Nur der über die Sprache reflektierende, diachronisch denkende Sprachbetrachter, der das Einzelwort aus seiner phraseologischen Bindung isoliert, fragt danach und kann durch Nachschlagen in Wörterbüchern die Auskunft erhalten, daß damit ursprünglich die Statuen am Großen Stern vor den Toren der Stadt Berlin gemeint waren.²⁰ In der sprachlichen Wirklichkeit spielt diese historische Einzelwortbedeutung überhaupt keine Rolle mehr. Und das gilt für hunderte von phraseologischen Bindungen, die geradezu ein Stilcharakteristikum der niederen Umgangssprache sind. Wenn man an die Umgangssprache mit der lexematischen Segmentierung der Schriftsprache herangeht, wird man vieles nicht oder falsch verstehen.

Was schon für den Wortgebrauch in der freien Fügung gilt, sollte bei der Deutung phraseologisch gebundener Wendungen erst recht eine selbstverständliche methodologische Forderung sein: Das Einzelwort darf nicht aus seinen Kontextbindungen gelöst und isoliert betrachtet werden. Die vielbemühte allgemeine, umfassende ‚Grundbedeutung‘ oder ‚Hauptbedeutung‘ des Wortes ist nur eine Abstraktion der Lexikographie, die nicht unbesehen auf die Deutung bestimmter Wortverwendungen angewandt werden darf. Das Wort ist eine morphosyntaktische Einheit, die erst durch seine verschiedenen Kontextbindungen diese oder jene Bedeutung erhält²¹ oder als Teil einer größeren lexematischen Einheit gar keine eigene Bedeutung hat.

Zur Kontextbindung der Wörter gehören aber auch die Situation des Gesprächs und der geistige Horizont der jeweiligen Sprecher.²² Wenn wir als Sprachwissenschaftler oder Sprachkritiker uns über das

^{19a} Verwendungsbeispiele bei W. Friederich, a. a. O., S. 406.

²⁰ Fr. Kluge-W. Mitzka, Etymologisches Wb. d. dt. Sprache, 18. Aufl. 1960, S. 570 f.

²¹ Vgl. W. Schmidt, Lexikalische und aktuelle Bedeutung, 1963. H. Weinrich, Linguistik der Lüge, 1966, S. 15 ff.

²² Zu den Begriffen „Horizont“ und „Situation“ vgl. H. Brinkmann, Die Konstituierung der Rede, Wirkendes Wort 15, 1965, S. 158.

Wort *Vergasung* als Bestandteil jener vulgären Redensart Gedanken machen, dann haben wir weder den Horizont der betreffenden Gesprächspartner, noch stehen wir in der Situation eines solchen intimen Gesprächs, wie es sich etwa zwischen Arbeitern in einem Vorortzug abspielt. Als über die Sprache reflektierende Sprachteilhaber mit besonderer Geistesbildung erliegen wir einer außerordentlichen Assoziationsbereitschaft. Wir finden vom Einzelwort her zwischen den verschiedenen Wortverwendungen Querverbindungen, die wir aber bei den Partnern jener vulgären Gesprächssituation nicht als gegeben voraussetzen dürfen. In den Fällen, in denen es mir bisher möglich war, die Sprecher unmittelbar nach der Verwendung der Redensart *bis zur Vergasung* nach deren Bedeutung zu fragen, ergab sich, daß sie sich entweder überhaupt nichts dabei dachten oder daß ihnen nur der Begriff ‚vollständig, bis zu Ende, bis man es satt hat‘ vorschwebte und daß sie auf die Rückfrage nach einem Zusammenhang mit der Judenvergasung nur ungläubig, verwundert, erschrocken oder beleidigt reagierten. Bis zum statistischen Beweis des Gegenteils muß an folgender Voraussetzung festgehalten werden: Wer jene KZ-Assoziation beim Gebrauch dieser Redensart nicht hat, dem darf man sie nicht unterstellen und von dem darf man sie auch nicht fordern. Zwar wird jeder an die beschämenden Verbrechen der Nazis denken, wenn er das Wort *Vergasung* als selbständiges Lexem mit persönlichem Objekt verwendet, aber kaum, wenn es sich etwa um die Vergasung eines Brennstoffes, und schon gar nicht, wenn es sich um jene Redensart des Überdrusses handelt. Die Neutralisierung der Einzelwortbedeutung in festen phraseologischen Verbindungen ist ein in allen Sprachen gültiges Strukturgesetz, das keine noch so ernsthafte Gesinnungsforschung und Gesinnungskritik aufheben kann.

Wie unsinnig und gefährlich das herkömmliche Verfahren der Isolierung des Einzelwortes von seinem sprachlichen und sozialen Kontext ist, wird noch deutlicher an einem ähnlichen, aber geradezu absurden Beispiel: Der Amerikaner George Steiner hat uns 1960 in der Wochenschrift ‚The Reporter‘ folgendes sprachkritische Urteil zugemutet: „Wie sollte das Wort *spritzen* jemals eine vernünftige Bedeutung wiedererlangen, nachdem es für Millionen das ‚Spritzen‘ jüdischen Blutes, das durch Messerspitzen verursacht wurde, bedeutet hatte.“²³ Eine solche ungeheuerliche Art von Sprachbetrachtung bedarf keiner Widerlegung. Hier – wie in anderen Behauptungen

²³ Nach dem Bericht von Fr. Handt in: Deutsch – gefrorene Sprache, S. 12f.

Steiners – wird Sprachkritik zu politischer Sprachschmähung.^{23a} Mit der gleichen dilettantischen Methode könnte man Hunderte von Wörtern verdächtigen, nur weil sie die Nazis einmal mißbraucht haben. Da das Beispiel *bis zur Vergasung* wegen seines komplizierteren sprachstrukturellen Charakters nicht so eindeutig zu sein scheint wie Steiners *spritzen*, war eine eingehende Erörterung notwendig, und es erfordert eine sprachpolitische Stellungnahme. Wie sollen sich Sprachkritik, Sprachpflege und Spracherziehung zu einem solchen Fall verhalten? Die sprachgeschichtliche und sprachstrukturelle Analyse hat gezeigt, daß die Redensart nach ihrer Herkunft wie nach ihrem tatsächlichen heutigen Gebrauch nichts mit den Judenvergassungen des Dritten Reiches zu tun hat. Die Sprachkritik hat also nicht das Recht, aus diesem vulgären Sprachgebrauch ein Urteil über die moralische und politische Gesinnung der Sprecher oder gar der Sprachgemeinschaft abzuleiten. Wohl aber besteht aus Gründen der sprachsoziologischen Inkongruenz dringender Anlaß, vor dem Gebrauch dieser Redensart zu warnen, aber nicht weil sich in ihr etwa eine Gesinnung offenbart, sondern allein weil bei einem zufälligen Zusammentreffen unterschiedlicher sprachsoziologischer Voraussetzungen, unterschiedlicher Assoziationsfähigkeiten und -neigungen der Gesprächspartner ein politisch gefährliches Mißverständnis möglich ist. Störende Homonymien sind nicht Sprach- oder Sprechsünden, sondern Unglücksfälle im Sprachsystem. Die Bindungen und Trennungen des Sprachsystems werden in diesem Falle dadurch gestört, daß die Sprachgemeinschaft in sich nicht einheitlich ist, eine Tatsache, die von der Sprachkritik ebenso wie der strukturalistischen Sprachwissenschaft künftig mehr beachtet werden sollte.

III.

In der gleichen Weise wie die sprachsoziologische Gruppierung muß auch die (oft mit ihr verbundene) sprachstilistische Schichtung bei jeder Sprachwertung berücksichtigt werden. Gegen diese Regel verstößt publizistische Sprachkritik häufig, wenn sie pauschale Urteile über den Zustand der Gegenwartssprache fällt. Der erwähnte George Steiner schrieb über das, was er das ‚Zugrundegehen‘ der deutschen Sprache nennt:

^{23a} Vgl. auch die Kritik an G. Steiner und M. Walser von H. Drube, *Wie anfällig macht die deutsche Sprache für die Diktatur?*, Muttersprache 75, 1965, S. 50 ff.

„Wir brauchen nur die Tageszeitungen aufzuschlagen, die Magazine, die Flut der allgemein gelesenen und der wissenschaftlichen Bücher, die sich aus den neuen Druckerpressen ergießen; wir brauchen nur ein modernes deutsches Theaterstück anzusehen oder der Sprache zuzuhören, wie sie über den Rundfunk oder im Bundestag gesprochen wird. Das ist nicht mehr die Sprache Goethes, Heines oder Nietzsches. Das ist nicht einmal die Sprache Thomas Manns. Irgend etwas unermeßlich Zerstörendes ist ihr widerfahren.“²⁴

Steiners Hinweis auf die Sprache des modernen deutschen Theaters kann man hier beiseite lassen. Steiner mag das Recht haben, Goethes Dramen mit modernen deutschen Dramen zu vergleichen und zu bedauern, daß die modernen Stückeschreiber nicht mehr im Iphigenie- oder Faust-Stil schreiben. Das ist eine Frage des ganz persönlichen literarischen Geschmacks. Aber die anderen Teile seines Vergleichs können nur als böswillige Verfälschung der sprachgeschichtlichen Entwicklung bezeichnet werden. Fritz Tschirch hat kürzlich in seiner Auseinandersetzung mit Karl Korn²⁵ mit Recht vor der „perspektivischen Blickverzerrung“ gewarnt, mit der viele Sprachkritiker aus dem Vergleich zwischen Unvergleichbarem einen Beweis für den angeblichen ständigen ‚Sprachverfall‘ ableiten wollen. Würde es etwa ein Kunsthistoriker wagen, einen klassizistischen Prunkbau der Zeit um 1800 mit einem Atomreaktor oder einem Autobahnrasthof unserer Tage architekturgeschichtlich zu vergleichen und daraus den Verfall der deutschen Baukunst nachweisen zu wollen? Nur bei der Sprachbetrachtung glaubt man sich solche schiefen Perspektiven erlauben zu können.

Es ist in der heutigen methodologischen Situation der Sprachbetrachtung in Deutschland leider nötig, auf die Selbstverständlichkeit hinzuweisen, daß heutige Zeitungstexte nur mit Zeitungstexten früherer Zeit verglichen werden dürfen, oder heutige Bundestagsreden nur mit Parlamentsreden, heutige Rechts- und Verwaltungstexte nur mit gleichartigen Texten aus früherer Zeit. Und wer über den heutigen Sprachgebrauch im Rundfunk ein sprachgeschichtliches Werturteil fällen will, hat überhaupt keine Vergleichsmöglichkeit, denn er dürfte nur mit der damaligen öffentlichen Sprechsprache vergleichen, wie sie auf dem Marktplatz, am Stammtisch oder in Versammlungen gesprochen worden ist, wovon uns aber nichts überliefert ist.

²⁴ A. a. O., S. 10f.

²⁵ A. a. O. (vgl. Fußnote 8), S. 129f.

Wenn es schon in der synchronischen Sprachbetrachtung sinnlos und irreführend ist, ein Werturteil über die Sprache des öffentlichen Alltagslebens aus dem Vergleich mit der Literatursprache abzuleiten, so ist dies erst recht beim diachronischen Sprachvergleich methodisch falsch. Die Gewohnheit, die so glänzend überlieferte und philologisch aufbereitete Literatursprache vergangener Epochen als repräsentativ für einen historischen Sprachzustand zu nehmen, ist freilich sehr verführerisch, zumal man sich in der herkömmlichen Philologie vorwiegend mit hochliterarischen Texten beschäftigt hat und die Grammatiken und Wörterbücher überwiegend mit Beispielen aus der Schönen Literatur aufgebaut worden sind. Solange aber nicht auch Zeitungs- und Verwaltungstexte des 18. und 19. Jahrhunderts sprachwissenschaftlich genügend erschlossen sind, hat niemand das Recht, von der heutigen öffentlichen Gebrauchssprache zu behaupten, sie sei vom ‚Sprachverderb‘ gekennzeichnet.

Die Materialien und Methoden der traditionellen deutschen Philologie sind jedenfalls für eine Erforschung und Wertung moderner Sprachzustände des öffentlichen Alltagslebens unzureichend. Die vorwiegend schöngestige und normative Sprachbetrachtung, die Generationen lang im Gefolge der Literaturgeschichte und der literarischen Bildung im Vordergrund stand, hat das Wunschbild einer deutschen Sprache vorgetäuscht, die eine absolute Einheit sei, die man mit dem literarischen Stil identifizieren könne. Aber keine Kultursprache ist eine solche Einheit. Der Begriff ‚die deutsche Sprache‘ ist im Grunde nur eine abstrakte Vorstellung der Summe aus verschiedenen Sachstilen und Gruppensprachen.²⁶ Wir sind zwar heute durch die Vereinheitlichung in Schreibung, Lautung und Flexion und durch die weitgehende Zurückdrängung des landschaftlich gebundenen Wortschatzes dem Ideal einer Einheitssprache scheinbar schon sehr nahe gekommen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß gerade im Bereich der Sprachinhalte, in der Syntax und im Wortschatz, nach wie vor – und im Zeitalter der beruflichen Spezialisierung und geregelten Abstufung des Bildungslebens erst recht – wesentliche stilistische und sprachsoziologische Unterschiede innerhalb der deutschen Sprache bestehen, deren Wesen, deren Abgrenzung und Verhältnis zueinander noch gar nicht richtig erkannt sind.

Es ist eine der wichtigsten Grundregeln gegenwartbezogener Sprach-

²⁶ Vgl. H. Steger, Gruppensprachen, ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, Zs. f. Mundartforschung 31, 1964, S. 125 ff.

betrachtung, die sach- und gruppenbedingten Unterschiede zu beachten und nicht voreilig aus methodologischen Grenzüberschreitungen Werturteile abzuleiten. Solche Grenzüberschreitungen drohen besonders dann, wenn Kulturkritik mit Methoden der Stilkritik den Anspruch erhebt, Sprachkritik zu sein. Wer nur nachweisen will, daß z. B. ein Gesetzestext geringeren kulturellen Wert habe als ein Roman, der sollte dafür nicht die Sprachbetrachtung mißbrauchen; denn diesen kulturellen Wertunterschied der Sachen selbst kennt man ohnehin. Stilkritik hat innerhalb der jeweiligen Gattung eine notwendige Aufgabe. Sobald sie verschiedene Gattungen vergleicht, ist sie auf Deskription und Didaktik beschränkt. Sprachpflege und Spracherziehung haben nicht die Aufgabe, die eine Gattung gegen die andere abzuwerten, sondern haben deutlich zu machen, daß verschiedene Gegenstände und verschiedene Zwecke die ihnen angemessenen verschiedenen Sprachgestalten fordern. Viel notwendiger als das einseitige Werten von der höchsten Sprachschicht her ist in der heutigen Sprachsituation das Unterscheidenlernen im Bereich der oft allzusehr vermischten mittleren und niederen Sprachschichten. Auf aktuelle Erscheinungen dieses nichtliterarischen Sprachlebens unserer Zeit nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst der publizistischen Sprachkritik. Der ethische Ernst, mit dem über diese Erscheinungen Urteile gesprochen worden sind, muß von seiten der Sprachwissenschaft einer ebenso ernsthaften und konsequenten Antikritik gewürdigt werden. Dies erfordert nicht nur die Gerechtigkeit gegenüber der Sprachgemeinschaft, die die vielfältigen neuen Benennungsaufgaben der modernen Alltagswelt ohne wesentliche Hilfe der traditionellen Spracherziehung auf meist ungebahnten Wegen hat bewältigen müssen, sondern auch die wissenschaftsgeschichtliche Situation, in der die deutsche Sprachforschung heute steht.

IV.

Die deutsche Sprachwissenschaft ist stärker als die Sprachwissenschaft in vielen anderen Ländern der philologisch-historischen Tradition des 19. Jahrhunderts verhaftet geblieben. Sie hat die von Ferdinand de Saussure angebahnte methodologische Wende zur synchronisch-strukturbezogenen Sprachbetrachtung zu spät oder nur zögernd mitgemacht, infolge ihres Traditionsbewußtseins und infolge der Isolierung von der ausländischen Forschung während der Nazi-

zeit. Außerdem hat in der älteren Sprachwissenschaft die formbezogene Forschungsrichtung in Laut- und Formenlehre, Syntax und Etymologie zu lange im Vordergrund gestanden. Die großartigen Leistungen der deutschen Lexikographie und Wortgeschichte dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Methoden für die Erforschung der Wortschatzstruktur einer modernen Sprache eigentlich erst in unserer Zeit entwickelt werden.²⁷ Ein auf die deutsche Sprache bezogenes wissenschaftliches Methodenhandbuch für die synchronisch-strukturelle Lexikologie gibt es noch nicht. Daß aber gerade die Lexikologie als wichtigste Disziplin der Sprachinhaltsforschung in der Auseinandersetzung mit der Sprachkritik aufgerufen ist, zeigt sich ganz offensichtlich in dem überwiegend lexikalischen Gegenstand der Sprachkritik.

Die deutsche Sprachwissenschaft hat also in dieser Situation zunächst nichts nötiger als eine methodologische Besinnung. Da nun die Sprachkritik aus der philologisch-literarischen Bildungswelt des 19. Jahrhunderts erwachsen ist und noch heute vielfach mit den einseitig diachronischen, struktur- und kontextfernen Methoden und den sprachästhetischen Wertungen dieser Tradition arbeitet, kann die Standortbestimmung der Sprachwissenschaft gegenüber der Sprachkritik heute nicht konsequent genug sein. Die Auseinandersetzung mit der Sprachkritik ist nur ein Teil der Auseinandersetzung mit veralteten Methoden der Sprachwissenschaft selbst. Sprachkritik ist vielfach nichts anderes als die publizistische Anwendung traditioneller Methoden der Philologie und Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts auf einen Gegenstand, dem diese Methoden nicht angemessen sind.

Die Sprachwissenschaft darf sich allerdings nicht jeglicher Sprachwertung enthalten. Sie bleibt ihr letztes Ziel in der Anwendung sprachwissenschaftlicher Ergebnisse in Sprachpflege und Sprach-erziehung. Aber angesichts der vielen Fehltritte und Mißerfolge der

²⁷ Die methodologische Vielfalt und Bewegung auf diesem Gebiet zeigt sich etwa in folgenden neueren Arbeiten: E. Leisi, *Der Wortinhalt, seine Struktur im Deutschen und Englischen*, 2. Aufl. 1961; H. Glinz, *Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalyse*, 1965; H. Schwarz, *Leitmerkmale sprachlicher Felder*, in: *Sprache – Schlüssel zur Welt*, Festschrift L. Weisgerber, 1959, S. 245 ff.; G. Kandler, *Die „Lücke“ im sprachlichen Weltbild*, ebd., S. 256 ff.; Kl. Baumgärtner, *Zur strukturellen Semantik*, *Zs. f. dt. Sprache* 20, 1964, S. 79 ff.; Kl. Heger, a. a. O. (s. Fußnote 18); E. Coseriu, *Pour une sémantique diachronique structurale*, *Travaux de Linguistique et de Littérature* 2, 1964, S. 139 ff.; A. J. Greimas, *Sémantique structurale*, 1966.

Sprachkritik und Sprachpflege seit Georg Wustmann²⁸ und dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein²⁹ ist es dringend geboten, zuerst die von Generationen überkommenen Vorurteile zu überwinden, die herkömmlichen Wertungen zu überprüfen und erst nach einer gründlichen und sachlichen sprachwissenschaftlichen Untersuchung aller Strukturzusammenhänge kritische Werturteile zu wagen, die geeignet sind, einen gewissen Einfluß auf die Sprachentwicklung zu nehmen. Eine Sprachpflege auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ist durchaus möglich. Aber sie wird wesentlich anders verfahren müssen als die vorlinguistische Sprachpflege und Sprachkritik. Sie darf sich keinesfalls darauf beschränken, die Sprache gegen den Willen der Sprachgemeinschaft und gegen die Benennungserfordernisse der modernen Welt zu konservieren, sondern hat allenfalls der Sprachgemeinschaft dabei zu helfen, veraltete Normen und gewisse Unstimmigkeiten des Sprachsystems zu überwinden³⁰ und die sich neu entwickelnden sprachlichen Verfahrensweisen vor falschen und systemwidrigen Verwendungen zu schützen. Nachdem die deutsche Sprache seit dem 17. Jahrhundert durch gelehrte Sprachnormung und literarische Kanonisierung in die Gefahr einer schriftsprachlichen Erstarrung geraten ist, fällt heute den Sachkundigen die Aufgabe zu, ihre lebendige Weiterentwicklung für die Sprachgemeinschaft zu fördern.³¹ Keine moderne Kultursprache darf bei dem einmal gesetzten Kanon der traditionellen Norm stehenbleiben, wenn es ihr nicht ergehen soll wie dem Latein in seinem Verhältnis zum Vulgärlatein und den romanischen Sprachen.

²⁸ Vgl. H. Henne, Punktuelle und politische Sprachlenkung, zu 13 Auflagen von G. Wustmanns „Sprachdummheiten“, Zs. f. dt. Sprache 21, 1965, S. 175 ff.

²⁹ Dazu demnächst P. v. Polenz, Sprachpurismus und Nationalsozialismus, in der Sammelpublikation der Vorträge der Münchener Germanistentagung, Oktober 1966.

³⁰ Vgl. z. B. H. Kolb, Über *brauchen* als Modalverb, Zs. f. dt. Sprache 20, 1964, S. 64 ff.

³¹ Vgl. P. v. Polenz, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, Der Deutschunterricht 16, 1964, H. 4, S. 67 ff.; P. Grebe, Sprachnorm und Sprachwirklichkeit, Wirk. Wort 16, 1966, S. 145 ff.